[s.n.]

Autor(en): **Spira, Bil**

Objekttyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **72 (1946)**

Heft 19

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Was ist Pech?

Von Francis Hay

Ich saß allein in dem großen Speisehaus von Bronx. Ein Zufall hatte mich hier herein verschlagen. Nun ist es tatsächlich so, daß man in jedem Milieu als Fremdkörper wirkt, in das man zum erstenmal kommt; es muß deshalb weder schlecht, noch gut sein, nur eben anders sein.

Ich sah mir die Leute ringsherum an, konnte aber nicht klar erkennen, welcher Sorte sie eigentlich waren. Manchmal schienen es einfach kleine Leute zu sein, harmlos und geduldig, wie kleine Leute in öffentlichen Lokalen meist sind. Zuweilen tauchten aber in dem großen Speakeasy Gestalten auf, die mich an der Harmlosigkeit dieses Milieus zweifeln ließen, Gestalten, denen man nachts in dunkeln Straßen nicht unbedingt begegnen möchte.

Und deshalb war es wohl kein völliger Zufall, daß ich so lange an meinem Tisch allein blieb; man traute mir augenscheinlich nicht und wich mir aus. Leute, die hinter jedem Unbekannten einen Mann von der Polizei wittern, sind mißtrauisch.

Aber schließlich setzte sich doch jemand zu mir. Dieser junge Mensch mit der schäbigen Eleganz und den Bewegungen eines Gigolos war mir schon aufgefallen, als er zur Tür hereinkam. Er gab sich deutlich den Anschein eines Exoten, ohne indes verbergen zu können, daß seine Fremdartigkeit nicht von weit her sein konnte. Zuerst war er einmal prüfend durchs Lokal gegangen, ohne wahrscheinlich den richtigen Platz für sich finden zu können; aber als er mich einsam an meinem Tische sah, ging so etwas wie ein zufriedenes Lächeln über sein Gesicht und er steuerte sofort auf mich zu.

Er bestellte eine Kleinigkeit und aß mit einem durchaus nicht exotischen Appetit. Erst als er den allerletzten Bissen unten hatte, begann er ein Gespräch mit mir. «Nettes Lokal», sagte er so gebrochen fremdländisch, als es ihm nur gelingen wollte.

«Mhm», antwortete ich, weil ich annahm, daß ihn dieses «Mhm» kaum zu weiterer Konversation ermutigen würde.

Trotzdem stellte er sich jetzt vor: «Frederik Beurhaven.»

Ich sagte: «Smith», weil dieser Name zu derartigen Anlässen immer genügt.

«Ich bin Südafrikaner.»

Ich nickte.

«Und ich komme direkt aus Johannisburg.» Es ist weit von Johannisburg nach New York; aber er sagte es so, als befände er sich nur auf einem kleinen Trip.

Und ich sagte nur: «Ah!» Was hätte ich auch sonst sagen sollen?

«Ja», sagte der Südafrikaner so nebenbei, «ich wollte mir einmal euer Amerika rasch zu Gemüte führen.»

«Ah!»

«Das Reisen ist zwar jetzt ein bißchen umständlich. Aber mit ausgezeichneten Beziehungen kann man alles schaffen.»

«Ah!»

«Allerdings», fuhr er fort, ohne sich über meine vielen Ausrufe der Teilnahmslosigkeit aus der Fassung bringen zu lassen, «verbinde ich mit meiner amerikanischen Reise auch einige geschäftliche Interessen. Ich habe gehört, daß Ihr hier gute Diamantschleifereien habt.»

«Soso!» sagte ich, um in meine Gleichgültigkeit eine neue Nuance zu bringen.

Merke dir den einen Satz:
Gesund und jung durch BAD RAGAZ!
Verkehrsbureau Bad Ragaz Telefon 8 12 04

Mynheer Beurhaven versuchte es nun, in sein ausdrucksloses Gigologesicht etwas Bedeutung zu legen: «Ich bin nämlich Besitzer sehr ausgedehnter Diamantenfelder.»

«Sehr vernünftig von Ihnen.»

Er fragte plötzlich: «Wissen Sie mir keine gute Automarke? Ich suche dringend einen Wagen.»

«Ah!»

«Ja. In London hatte ich mit meinem Buick eine Panne. Er ging kaputt.»

«So ein Pech!» sagte ich.

Er lachte sehr herzlich: «Was? Das nennen Sie Pech? Wenn ein Auto kaputt geht? Aber! Man kann sich doch ein neues kaufen.»

«Natürlich. Entschuldigen Sie. Wenn man Diamanten pflanzt.»

«Wie bitte?»

«Ich meinte nur.»

Mynheer Beurhaven wurde um einen Schatten ernster. Er sagte: «Unangenehmer ist schon, daß mir auf der Zwischenstation in Madrid meine Freundin mit dem Chauffeur durchging. Eine wunderschöne Frau. Eine der schönsten Frauen von Südafrika.»

«So ein Pech!»

Er lächelte schon wieder: «Ach, übertreiben Sie doch nicht! Wenn einem eine Freundin durchgeht, kann man das doch nicht Pech nennen. Man findet eine neue.»

«Richtig. Ich sehe das alles als Kleinbürger.»

Er schnippte mit den Fingern: «Stellen Sie sich so etwas vor! Ich komme in New York an. Das Säckchen mit den Diamanten trage ich wohlverwahrt bei mir. Und im Hotel entdecke ich plötzlich, daß es mir beim Verlassen des Dampfers gestohlen wurde.»

«Was? Gestohlen? Ein Säckchen mit Diamanten? Ein entsetzliches Pech!»

Frederik Beurhaven klopfte mir wohlwollend auf die Schulter: «Aber, aber! Wer wird denn gleich so erschrecken? Wenn einem ein paar hundert Karat Diamanten gestohlen werden, so ist das noch lange kein Pech. Man verliert Geld — man wird neues verdienen — das Leben ist ein Karussell.»

«So ist es.»

«Was würden Sie erst dazu sagen, wenn Sie aus Johannisburg nach New York kommen, im Vertrauen darauf, daß Sie bare 100 000 Dollars auf der Bank liegen haben, und die Bank geht gerade in dem Augenblick in Konkurs, da Sie Ihren Fuß auf amerikanischen Boden setzen? Und nun stehen Sie da und können keinen Cent abheben.»

«Aber das ist doch Pech?» ereiferte ich mich unwillkürlich.

«Nein!» winkte er großartig ab. «Regen Sie sich nicht auf! Eine fallite Bank und verlorene 100 000 Dollars sind noch lange kein Pech. Man läßt sich eben telegraphisch Geld aus Südafrika kommen.»

«Und bis dahin?»

«Bis dahin wird mir ein vernünftiger Mann mit einer Kleinigkeit unter die Arme greifen.»

«Aha!»

Er zwinkerte mir vertraulich zu: «Sagen Sie — Sie haben doch sicher hundert Dollars bei sich?»

«Was fällt Ihnen ein!»

«Fünfzig?»

«Keine Spur.»

«Zwanzig?»

«Nein.»

Der Diamantenpflanzer verlor jetzt seine bewundernswerte Ruhe. Er fragte ängstlich: «Aber zehn Dollars werden Sie mir doch leihen können?»

«Nein. Leider auch nicht. Alles, was ich für Sie tun kann, ist, Ihre Konsumation mitzubezahlen.»

Mynheer Frederik Beurhaven war ganz blaß geworden. Er stammelte: «Was? Sie können mir nicht einmal mit zehn Dollars aushelfen? Sehen Sie — das ist Pech.» Dann erhob er sich und sagte: «Also, zahlen Sie das mit.» Und noch im Weitergehen murmelte er vor sich hin: «So ein Pech ... so ein Pech ...»

Und seither weiß ich, daß es kein wirkliches Pech in dieser Welt gibt. Pech ist ein zu relativer Begriff.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Amerikanischen.)